

Tanja Polli

EIN LEBEN
FÜR DIE
KINDER TIBETS

*Die unglaubliche Geschichte
der Tendol Gyalzur*

WÖRTERSEH

འཇམ་གླིང་ལེགས་ཚོགས་ཡོང་ཆེད་

Für das Gute in der Welt

*Ein guter Mensch zu sein, hängt weder von Religion, Status,
Rasse, Hautfarbe noch von politischen Ansichten ab.
Für mich geht es allein darum, wie du andere behandelst.*

Tendol Gyalzur

Inhalt

Vorwort	13
Die Flucht	15
Im Widerstand	21
Leben im Flüchtlingslager	30
Windpocken und prügelnde Lehrer	35
Dharamsala	41
Vom Krieger zum Lehrer	44
Die Seife	47
In der Fremde	49
Unterhosen, Nudelsuppe und die Fabrik	56
Japaner und eine kleine Rebellion	61
Erste Lehrjahre	64
Freiheit	68
Nicht unbedingt der Mann der Träume	70
Vier Männer und die Schweiz	75
Wilde Heimat	80
Straßenkinder	83
Nächstenliebe	89
Behördenmarathon	92
Vorwürfe	101
»Wichtige Leute«	103
Läuse und Wanzen	116

Dämonen und Schmerzmittel	123
Karma oder Fluch?	129
Trügerische Idylle	135
Die Söhne kommen	139
Die unfreiwillige Pensionierung	152
Gleichberechtigung	157
Shangri-La	162
Die schwerste Entscheidung	171
Die Honigmädchen	175
Kuriose Ideen	182
Eine große Familie	190
Unruhige Zeiten	195
Wo die Liebe hinfällt	201
Verwaiste Räume	206
Mission nicht erfüllt?	208
Hiobsbotschaft	213
Dunkle Wolken	218
Eskalation	226
Tölung – am Ende	235
Bier und eine ungewisse Zukunft	239
Nachwort	245
Dank	247

Liebe Leserin, lieber Leser

Bevor Sie in mein Leben eintauchen, möchte ich Sie wissen lassen, dass ich mich versöhnt habe mit meiner Geschichte, mit der Geschichte meines Herkunftslands. Tibet ist für mich nach meiner dramatischen Flucht in der Kindheit wieder zu einer Heimat geworden. Alles Böse aus der Vergangenheit ist verziehen. Was zählt, ist die Gegenwart, meine mich liebende Familie, meine Verwandten, Freundinnen und Bekannten. Die Zuneigung der vielen Kinder, denen ich zu einer besseren Zukunft verhelfen konnte, überstrahlt alle Schatten. Ich bin zuversichtlich und freue mich über all jene Menschen, die sich für den Frieden und das Wohlergehen aller fühlenden Wesen einsetzen.

Was ich noch sagen möchte: Die politische Situation auf dem Dach der Welt ist vertrackt. Wir haben beim Schreiben dieser Geschichte versucht, niemanden zu verletzen und niemanden in Gefahr zu bringen. Was Sie lesen werden, ist wahr, nur die Namen der Kinder haben wir geändert, und wir haben darauf verzichtet, ehemalige Mitstreiterinnen und Mitstreiter namentlich zu erwähnen.

Allen bin ich unendlich dankbar.

Tendol Gyalzur

Vorwort

Als ich elf Jahre alt war, hat mich mein Großvater verlassen, um zurück in sein Heimatland zu gehen. Es war einer der traurigsten Tage meines Lebens. Seit meiner Geburt war er für mich da gewesen, hatte mich in Schutz genommen, auch dann, wenn ich nicht gehorchte.

Drei Jahre später reiste auch Tendol ab, meine Mutter, die wir Amala nennen. Sie wollte sich einen »Traum« verwirklichen. So habe ich es als Vierzehnjähriger verstanden. Ich war in der Pubertät und hatte so viele Flausen im Kopf, dass ich auch Vorteile darin sah, dass die ewig korrigierende, anthroposophisch angehauchte Mutter das Haus verließ.

Mein Bruder ist zwei Jahre älter als ich. Auch er steckte mitten in der Pubertät und wehrte sich nicht gegen die Abreise unserer Amala.

Mein Vater versuchte, das Beste aus der Situation zu machen. So gut er konnte, übernahm er auch die Rolle einer Mutter. Man muss sich das vor Augen führen: Mein Vater, Sohn einer angesehenen Großfamilie aus Tibet, ein Mann, der zusammen mit seinem Vater als Handelsreisender die Seidenstraße bezwungen hat, ein Kämpfer, Gelugpa-Mönch und diplomierter Lehrer, war jetzt ein einfacher Arbeiter in einer Schweizer Maschinenfabrik, verheiratet mit einer Frau, die im Westen aufgewachsen war und ihre Familie für einen »Traum« verließ!

Heute bin ich über vierzig Jahre alt, verheiratet mit einer Schweizerin und Vater zweier Jungs. Mir ist bewusst, dass der Wandel die einzige Konstante ist, und ich bin dankbar dafür, in der Schweiz ein privilegiertes Leben führen zu dürfen. Was mich nachdenklich stimmt, ist, dass wir Tibeter in der Schweiz keine Gemeinschaft mehr sind.

Meine Mutter und mein Großvater sind die prägenden Figuren meiner Kindheit. Als mich meine Mutter verließ, sprang mein Vater ein und begleitete mich mit harter Hand auf dem Weg zum Erwachsenwerden. Unterstützt haben mich auch mein Bruder, meine Eishockeytrainer, Lehrmeister und Freunde, die mir bis heute verbunden geblieben sind. Sie haben mich zu dem gemacht, was ich nun bin.

Rückblickend ist mir klar, dass meine Mutter nicht ging, um ihren persönlichen »Traum« zu verwirklichen. Sie verließ uns, um ihrer Bestimmung zu folgen. Heute weiß ich, dass es Menschen gibt, die in ihrem Leben eine ganz besondere Aufgabe haben. Meine Mutter gehört dazu.

Ghaden Gyalzur

Die Flucht

Am Anfang war es ein Spiel. Tendol aus Lhasa, ungefähr siebenjährig, genoss das rhythmische Schaukeln auf dem Rücken des kleinen, kräftigen Pferdes. »Wir gehen auf eine Reise«, hatten ihre Eltern gesagt. Es war dunkel, eine Nacht im Jahr 1959. Ein fremder Mann hatte sie auf dem Rücken des Tiers festgebunden. Es ist Tendols früheste Kindheitserinnerung. Was davor passierte und was mit ihren Eltern geschah, weiß sie bis heute nicht. Sie trug damals ihr bestes Kleid. Die Nacht war kühl, der warme Atem des Pferdes bildete kleine Wölkchen. Das Mädchen mit den langen schwarzen Zöpfen zählte die Sterne, die zu Tausenden am pechschwarzen Himmel funkelten. Wenn das Pferd schnaubte, zuckte Tendol zusammen. Und sie fragte sich, wer diese Frau war, die ihr Pferd führte. Die Frau trug eine tibetische Tracht, ihre glänzenden schwarzen Haare waren zu einem Dutt gebunden, aus der Tasche, die sie auf dem Rücken trug, lugte der Hals eines Streichinstruments. Sie sprach kaum. Tendol hatte sie noch nie gesehen, genauso wenig wie die vielen anderen Frauen, Männer und Kinder, die mit ihr meist schweigend durch die Nacht wanderten. Auch ein fremder Hund trottete mit. Tendol fühlte sich einsam, denn ihr Vater kam nicht, um die engen Seile zu lösen, die ihr die Beine abschnürten, die Mutter nicht, um ihr gute Nacht zu sagen. Irgendwann schlief Tendol ein, verfiel in unruhige Träume.

Nach dieser ersten Nacht auf dem Pferderücken folgten weitere, dazwischen endlos scheinende Tage. Heute weiß Tendol, dass die Reise von Tibet nach Bhutan führte. Endlose Märsche durch Wälder, Täler und über schneebedeckte Pässe. Oft war das kleine Mädchen hungrig, manchmal bis auf die Knochen durchfrozen. Tendol spürte, dass es ihr nicht zustand, Fragen zu stellen. Sie fürchtete die Reaktion der wortkargen Frau, die sie zurechtwies, wenn sie weinte. In den wenigen Stunden, die das Mädchen schlief, träumte es von einem großen jungen Mann. Sein dunkles Haar reichte ihm bis über die Schultern, und er trug eine reich verzierte tibetische Tracht. Der junge Mann war der freundlichste Mensch, den Tendol je gesehen hatte, und er versprach ihr, sie ein Leben lang zu beschützen. Zwei Worte fielen Tendol dazu immer wieder ein: »Dhara Tsang«. Sie hatte keine Ahnung, was sie zu bedeuten hatten.

Heute ist diese Tendol, deren Namen sich aus den beiden tibetischen Bezeichnungen »Tenzin« (Verteidiger des Glaubens) und »Dolkar« (Bodhisattva – erleuchtetes Wesen – des Mitgefühls) zusammensetzt, ungefähr achtundsechzig Jahre alt. Ihr Name weist darauf hin, dass ihre Eltern »Gelugpas«, Anhänger der Gelbmützen, waren. Mitglieder also jener buddhistischen Schule, deren Gelehrter Sonam Gyatso im 16. Jahrhundert als Erster den Titel »Dalai Lama« verliehen bekam. Soweit Tendol heute weiß, wurde sie in Shigatse, im südwestlichen Tibet, geboren. Sie hatte vermutlich einen älteren Bruder und Eltern, die in Lhasa erfolgreich mit Textilien handelten.

Als ich Tendol zum ersten Mal zu einem Interview für dieses Buch treffe, empfängt sie mich in Rapperswil, in einer Wohnung, die ihrem jüngeren Sohn gehört. Das Sofa hat sie mit Tüchern bedeckt, um es vor Gebrauchsspuren zu schützen. Die

Frau, die ich als unermüdliche Kämpferin kennen lernen werde, trägt ein einfaches T-Shirt und eine Pyjamahose. Sie fährt sich mit den Händen durch das kurze schwarze Haar und fragt die Besucherin, ob die neue Frisur gefalle. Dann steht sie auf, macht tibetischen Tee mit viel Zucker und breitet auf dem Couchtisch Fotos aus. Diese zeigen Kinder: lachende, weinende, Kinder mit schmutzigen Gesichtern und zerrissenen Kleidern.

Mehrere Jahrzehnte nach Tendols überstürzter Abreise aus Tibet weiß sie, dass damals rund achtzigtausend Tibeterinnen und Tibeter mit ihr geflohen sind. Und sie ahnt, wer der Mann in ihren Träumen gewesen sein muss: ihr älterer Bruder. Sie hat ihn nie wiedergesehen, genauso wenig wie ihre Eltern.

Obwohl Tendol kein Kleinkind mehr war, als die seit 1950 in Tibet präsente chinesische Armee 1959 nach einem Aufstand der Bevölkerung tausende Tibeter – darunter den 14. Dalai Lama Tenzin Gyatso – in die Flucht schlug, findet sie in ihrem Kopf kein Bild von Mutter und Vater. Da ist nur dieser Hauch einer Erinnerung an Schüsse und die Leere danach. Und diese innere Unruhe, die sie bis heute erfasst, wenn sie Gewehrsalven hört. Wie lange sie damals, vor fast sechzig Jahren, unterwegs war, weiß niemand. Wochen müssen es gewesen sein, Monate vielleicht. Zu essen gab es dann, wenn die Frau, die Tendols Reittier führte, in einem der Dörfer Musik machen konnte und als Dank Almosen erhielt. Das Streichinstrument, das seltsam weinerliche Töne von sich gab, trug sie immer bei sich.

Es muss kurz hinter der Grenze in Bhutan gewesen sein, diese Bilder hat Tendol noch genau vor Augen: Sie erinnert sich, dass die Menschen anders sprachen, die Frauen die Haare kurz trugen und ihre Beine unter den Chubas, den traditionellen Mantelkleidern, die man auch in Tibet trug, nackt waren. In einem der

bhutanischen Dörfer befahl die Frau, die Tendols Pferd führte, dem Mädchen, abzusteigen. »Zieh dein Kleid aus!«, herrschte sie es an. Tendol stieg ab, zog sich aus. Und die Frau tauschte ihr schönsten Kleid gegen eine viel zu große, abgetragene Chuba. Tendol hätte am liebsten losgeheult. Immerhin erhielt die Gruppe dafür Tsampa, geröstete Hochlandgerste, die nährte und satt machte. Die Frauen im Dorf waren freundlich.

Tendol erinnert sich nur an unzusammenhängende Sequenzen. Doch eine Nacht blieb in ihrem Gedächtnis haften: Sie war aufgewacht, war ganz allein. Sie lag auf einer Decke vor einem großen Haus. Von der Anführerin ihrer Gruppe keine Spur, genauso wenig von den anderen Familien, die mit ihr unterwegs gewesen waren. In diesem Moment, sagt Tendol Gyalzur rückblickend, sei etwas mit ihr passiert. »Ich habe realisiert, dass ich selber auf mich aufpassen musste, wenn ich überleben wollte. Dass es da niemanden mehr gab, dem ich vertrauen konnte.« Sie stand auf, schlich sich aus dem Dorf und rannte. So schnell sie konnte. Sie musste die Gruppe einholen. Obwohl sie ahnte, dass die Anführerin sie mit Absicht zurückgelassen hatte, war diese Frau die einzige Bezugsperson, die sie hatte. Wahrscheinlich, sagt Tendol heute, sei das damals ein weiterer Tauschhandel gewesen: Arbeitskraft gegen Essen. Es grenzt an ein Wunder, aber das kleine Mädchen holte die Gruppe tatsächlich ein. Erschöpft bettelte es darum, wieder aufgenommen zu werden. Die Anführerin nickte stumm – sei es aus Mitgefühl oder weil sie begriff, dass sie jetzt beides, sowohl Kind wie Esswaren, hatte.

Irgendwann auf der weiteren Reise, erinnert sich Tendol, habe sich die Vegetation verändert. Die Wälder seien dichter geworden, die Luft schwerer. Die Gruppe hatte die Himalaja-Region wohl verlassen, war im schwülen Klima Indiens angekommen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben sah Tendol Elefanten, wenn auch nur aus der Ferne – und von nahem Schlangen. Das kleine Pferd schnaubte laut und tänzelte, Tendol klammerte sich mit ihren kleinen Fingern an der Mähne des Tiers fest. Schlimmer aber als die Schlangen waren die Blutegel, die sich an Beinen, Bauch und Armen festsaugten. Der Hund, der die Flüchtenden begleitete, brach irgendwann zusammen.

Weitere lange Tage und kurze Nächte später schaffte es die Gruppe ins Flüchtlingslager Baksa in Nordostindien. Bei der Ankunft waren zwar alle erschöpft, ausgehungert, aber offenbar war unterwegs niemand gestorben. Tendol erinnert sich an das Zusammentreffen der verschiedenen Flüchtlingsgruppen im Auffanglager. An die großen Militärbaracken, an die Häuser auf Stelzen, an Schweine und Hühner, die frei umherliefen. Die Atmosphäre im Lager wirkte auf sie gespenstisch, überall Schlamm und Dreck, überall saßen Männer, Frauen und Kinder in schmutzigen Kleidern, viele schienen krank. In den langen Bambushütten drängten sich Körper an Körper, draußen lagen Menschen auf improvisierten Schlafplätzen. Wer Holz fand, machte ein kleines Feuer und kochte Tee. Ein Bild taucht bis heute in Tendols Träumen auf: jenes des alten Mannes, der sein Lager neben der gemeinschaftlichen Müllhalde aufgeschlagen hatte und laut herumschrie. Er machte ihr Angst. Still wurde er nur, wenn ihm jemand etwas zu essen brachte.

Wie sie sich damals gefühlt hatte, kann Tendol nicht mehr genau sagen. »Ich war einfach traurig, und ich verspürte starke Sehnsucht nach dem jungen Mann in meinen Träumen. Ich war mir sicher, dass ich ihn eines Tages treffen würde. Das hat mich am Leben erhalten.« Trotz schwierigen Verhältnissen im Flüchtlingslager, sagt Tendol, sei die Ankunft dort eine Erleichterung gewesen. Die anderen Kinder und all die Tibeterinnen und Tibe-

ter, die ihr versicherten, dass man bald gemeinsam zurückkehren werde ins geliebte Heimatland, trösteten sie.

Ihre Erinnerungen an die Zeit im Lager sind lückenhaft. Auch hier gab es Schlangen. Eine besonders große tauchte an der Wasserstelle des Lagers auf. Tendol erinnert sich an Männer, die mit dicken Bambusstöcken auf das Tier einschlugen. Tibeter versuchten, die Männer davon abzuhalten. Erst später begriff sie, dass es Tibetern aufgrund ihrer Religion nicht erlaubt war, andere Lebewesen zu töten. Auch gefährliche Schlangen nicht. Weiter erinnert sich Tendol an den Tod eines hohen Lamas: Eines Tages stellten sich alle Bewohnerinnen und Bewohner des Lagers in langen Reihen auf. Der Leichnam des Lamas wurde auf einer Art Bahre herangetragen und auf einem großen Feuer verbrannt. Der Rauch ziehe Richtung Tibet, sagten die alten Männer und nickten freudig: »Das ist ein gutes Zeichen, unsere Rückkehr in die Heimat steht kurz bevor!«

Die Baracke, in der Tendol untergebracht war, lag nicht weit von einem improvisierten Sportplatz entfernt. Junge tibetische Männer fochten dort Wettrennen und Ringkämpfe aus. Einige dieser Männer waren auch Widerstandskämpfer aus dem Volk der Khampa. Sie trugen ähnliche Gewänder wie der junge Mann in Tendols Träumen. Immer wieder näherte sie sich dem Platz und rief laut, sie heiße Tendol. Von ganzem Herzen hoffte sie, dass eines Tages einer dieser Männer sich ihr zuwenden, sie in den Arm nehmen und ihr sagen würde: »Hab keine Angst. Ich beschütze dich.« Es sollte nie geschehen.



Tendols und Lobsangs Söhne Songtsen (*links*) und Ghaden wuchsen in der Schweiz in zwei Welten auf. In der Familie lebten sie wie Tibeter, bei ihren Freunden und in der Schule waren sie Schweizer.



Der Dalai Lama (*Tendol rechts von ihm*) und die von ihm ausgewählten Kinder. Sie sollten später beim Wiederaufbau Tibets helfen. // Vor der Abreise wurden alle Kinder auf der Botschaft in Delhi geimpft und erhielten Papiere.



So nahe bei einer der heiligsten Stätten der Welt hungerten Kinder. Tendol konnte das nicht mit ansehen. // Schneller als geplant hatte Tendol eine kleine Schar von sieben Pflegekindern beisammen, aber – kein Geld.